

Rezensionen

Stefanie Mayer

Brigitte Bargetz/Gundula Ludwig/Birgit Sauer (Hrsg.), 2015: *Gouvernementalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault*. Frankfurt am Main: Campus. 231 Seiten. 34,90 Euro

Die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Gouvernementalität und Geschlecht*, Brigitte Bargetz, Gundula Ludwig und Birgit Sauer, schlagen ein „feministisches Re-Reading zentraler Begriffe von Foucaults Gouvernementalitätsvorlesungen“ (S. 15) vor, „um geschlechterpolitische Leer- ebenso wie Anschlussstellen aufzuzeigen“ (S. 15). Die Einleitung umreißt den Begriff *Gouvernementalität* – verstanden als moderne Technologie staatlicher Macht, die „auf die Regierung der Bevölkerung zielt“ (S. 62), – und skizziert das Spannungsfeld zwischen Foucault’schen Überlegungen und zentralen Einsichten feministischer politischer Theoriebildung, in dem sich die Beiträge bewegen. Möglichkeiten für eine Bereicherung feministischer Debatten durch die Hereinnahme gouvernementalitätstheoretischer Werkzeuge lokalisieren Bargetz, Ludwig und Sauer vor allem in drei Bereichen: in der Weiterentwicklung feministischer, poststrukturalistischer Staatstheorie, in der Erweiterung der Theoretisierung vergeschlechtlicher Subjektkonstitution als Effekte staatlicher Macht und im Aufzeigen neuer Wege einer post-identitären Kritik. Ausgangspunkt der einzelnen Beiträge ist jeweils ein zentrales Konzept aus Foucaults Werkzeugkiste, das die Autor_innen systematisch innerhalb seines Werks verorten und auf seine gesellschaftskritischen feministischen Implikationen hin befragen.

Den Anfang macht *Isabell Lorey*, die sich der *Macht* widmet und dafür zwei Stränge in Foucaults Denken verfolgt: „die suchenden Transformationen in seinen an Norm und Normalisierung orientierten Machtkonzeptionen und [...] seine Theoretisierungen von Individualisierungsprozessen“ (S. 32). Ihr geht es dabei nicht um das Aufzeigen von Leerstellen, sondern darum, nachzuweisen, dass Foucaults Spätwerk grundlegende Einsichten zu den „gesellschaftspolitischen Funktionen nicht nur der Konstruktion heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch von Klassenherrschaft und Rassismus“ (S. 33) bietet. *Alex Demirović* fokussiert im Anschluss direkt auf das Konzept *Gouvernementalität*, wobei er davon ausgeht, dass das Geschlechterverhältnis bei Foucault „eher von der Seite her thematisiert“ (S. 64) wird. Seine Rekonstruktion des Gouvernementalitätsbegriffs verdeutlicht die Komplexität des Konzepts, das sowohl unterschiedliche Machtformen als auch die historische Entwicklung der Logiken und Formen der Machtausübung europäischer Staaten sowie die damit verbundene Ausbildung bestimmter Wissensformen erfassen will. Demirović argumentiert, dass gouvernementale Macht auch eine spezifische Perspektive auf Emanzipation eröffnet, die Foucault als „Desexualisierung“ (S. 87) versteht, d. h. als Befreiung vom Sexualitätsdispositiv. Mit dem *Staat* befasst sich *Birgit Sauer*, die für eine „konsequent staatstheoretische Lesart Foucaults“ (S. 92) plädiert. In ihrem Text wird die doppelte Bewegung, die viele der Beiträge auszeichnet, besonders deutlich: Sauer will einerseits das Foucault’sche Staatsdenken durch ein feministisch-materialistisch verankertes Denken gesellschaft-

licher Kräfteverhältnisse erweitern, andererseits die feministisch-materialistische Herrschaftsanalytik durch subjekttheoretische Einsichten Foucaults weiterrücken. Sie identifiziert sowohl mögliche Anschlussstellen für geschlechterkritische Staatstheorie als auch „systematische (geschlechts-)blinde Flecken“ (S. 93), die sie in Zusammenhang mit der mangelnden Konzeptualisierung von Herrschaft bei Foucault analysiert.

Ina Kerner und Martin Saar konzentrieren sich auf das Konzept des *Wissens* – genauer: des Geschlechterwissens. Als Gewinn, den feministische politische Theorie aus der Beschäftigung mit Gouvernamentalität ziehen könnte, beschreiben sie die Einsicht, dass Staatskritik „in erheblichem Maße eine kritische Theorie von Wahrheitseffekten und Rationalitätswirkungen sein“ (S. 118) müsse. Die Autor_innen folgen den Spuren des in den Gouvernamentalitätsvorlesungen nur implizit thematisierten Geschlechterwissens und leiten daraus Anknüpfungspunkte für feministische Debatten ab. Von der Beobachtung ausgehend, dass sich im Neoliberalismus eine „Revision vormaliger Mann-Frau-Differenzierungen [...] hin zu so etwas wie einer ökonomisierten Geschlechtergleichheit auf niedrigem Niveau“ (S. 135) abzeichne, stellen sie schließlich die Frage, ob die feministische Androzentrismuskritik durch „eine neoliberalismuskritische Programmatik“ (S. 135) zu ergänzen oder gar zu ersetzen wäre. Eng mit *Wissen* verbunden ist Foucaults Verständnis von *Sicherheit*, dem sich Katrin Meyer widmet. Ihre zentrale These lautet, dass sich „gouvernementale Sicherheit als Zukunftskontrolle realisiert“ (S. 140), die nicht zuletzt auf vermeintlichen anthropologischen Gewissheiten basiere, wie sie sich etwa in der Figur des *homo oeconomicus* verdichten. Auch Meyer verweist auf die Veränderungen der Geschlechterordnung im neoliberalen Sicherheitsdispositiv, das allerdings immer noch auf androzentrischen Vorstellungen von ‚Normalität‘ aufsetze. Daher plädiert die Autorin für eine feministische Strategie der Demokratisierung von Sicherheit im Sinne einer „Praxis der geteilten Sorge“ (S. 156).

Zwei Beiträge des Bandes widmen sich aus unterschiedlichen Perspektiven dem *Subjekt*. Zunächst hebt Gundula Ludwig durch den Begriff *KörperSubjekt* die Bedeutung der materiellen Dimension von Subjektivierung hervor, die sich eher in Foucaults früheren Schriften als in den Gouvernamentalitätsvorlesungen findet. In Ludwigs Überlegungen nimmt das Verhältnis des modernen Subjekts zu seinem Körper einen zentralen Platz ein. Mit Rückgriff auf Butler, aber über diese hinausgehend, theoretisiert Ludwig hierarchische Zweigeschlechtlichkeit u. a. durch das geschlechtsspezifisch unterschiedlich zugeschriebene Verhältnis zum Körper: Während Männer als Eigentümer ihres Körper imaginiert werden, „werden [Frauen] immer auch von ‚ihrem‘ Körper *besessen*“ (S. 177, Hervorhebung im Original). Während Ludwig also die körperliche Dimension stark macht, fokussiert Alexandra Rau – ausgehend von Foucaults Projekt einer „historischen Ontologie unserer selbst“ (S. 184) – auf die Psyche. Ihr Beitrag will „eine zum unternehmerischen Selbst parallel entstandene Subjektform der Gegenwart“ (S. 185f.) fassen, die über die Psyche – insbesondere über den dauernden Aufruf zur ‚Selbstverwirklichung‘ – regiert wird. Psychopolitik als feministische Forschungsperspektive verweist bei Rau auf die historische und gesellschaftliche Gewordenheit der Psyche und betont deren „zugleich vergeschlechtlicht[e] und vergeschlechtlichend[e]“ (194) Regierung.

Der Band schließt mit einem Beitrag von *Hanna Meißner*, die *Kritik und Widerstand* als „Erfindungsarbeit“ (S. 225) thematisiert. Die Autorin arbeitet zunächst Foucaults Verständnis von Kritik heraus, das nicht auf stabilen normativen Prämissen basiert, sondern vielmehr „darauf angelegt ist, dass die Subjekte dieser Kritik in deren Vollzug anders oder gar Andere werden – ohne allerdings die materielle Gestalt dieser Anderen antizipieren zu können“ (S. 207). Mit Bezug auf Butler fragt Meißner, wie in diesem Rahmen (feministische) Handlungsfähigkeit gedacht werden könnte, wobei sie die Notwendigkeit kollektiver Praktiken unterstreicht. „Kritik muss sich vor diesem Hintergrund nicht auf Gewissheiten, wer ‚wir‘ sind und wo ‚wir‘ hinwollen, gründen, sondern kann als *Erfindungsarbeit* gedacht werden“ (S. 225) – so ihr Schluss.

Mit *Gouvernementalität und Geschlecht* legen die Herausgeberinnen eine gelungene Systematisierung vor, die einen unverzichtbaren Bezugspunkt für die Auseinandersetzung mit Foucault'scher Gouvernementalität aus feministischer Perspektive bietet. Die sorgfältige Rekonstruktion der einzelnen Konzepte macht die komplexen Überlegungen (auch für Einsteiger_innen in die Gouvernementalitätsdiskussion) nachvollziehbar. Alle Autor_innen arbeiten nahe an Originaltexten und bieten wichtige Klärungen von (teils schon bei Foucault changierenden) Begriffen – keineswegs ‚nur‘ in Bezug auf Gouvernementalität, sondern auch im Hinblick auf andere grundlegende Konzepte. Allerdings führt die Verzahnung der Ideen in Foucaults Arbeiten, trotz der klaren Fokussierung der einzelnen Beiträge, zu Redundanzen. So wird etwa die Entwicklung des Machtbegriffs in einer ganzen Reihe von Beiträgen beinahe gleichlautend erörtert. Wird das Buch in einem Zug gelesen, fallen diese Wiederholungen auf – gleichzeitig erlauben sie, die Beiträge auch einzeln mit Gewinn zu lesen. In der Zusammenschau lassen sich demgegenüber an einigen Stellen unterschiedliche Interpretationen bei den einzelnen Autor_innen feststellen, die dem Band trotz seines systematischen Charakters Offenheit verleihen und die Beiträge als Positionen in einer unabgeschlossenen Debatte ausweisen.

Zur Person

Stefanie Mayer, Dr.in, Politikwissenschaftlerin. Universitätszentrum für Frauen- und Geschlechterstudien der Universität Klagenfurt. Arbeitsschwerpunkte: feministische politische Theorie und Forschung, kritische Rassismus- und Rechtsextremismusforschung.

Kontakt: Universitätszentrum für Frauen- und Geschlechterstudien an der Universität Klagenfurt, Sterneckstraße 15, 9020 Klagenfurt, Österreich

E-Mail: stefanie.mayer@aau.at

Rita Schäfer

Jan Bender Shetler (Hrsg.), 2015: *Gendering ethnicity in African women's lives*. Madison: University of Wisconsin Press. 335 Seiten. 55,00 US-Dollar

Ethnizität ist eine Zuweisung und Analysekategorie, die oft als vorgegeben und statisch betrachtet wird. Auf dem afrikanischen Kontinent assoziieren viele Beobachter_innen damit vor allem Gewalt und Krieg – und sehen Frauen zumeist pauschal als Opfer. Die Herausgeberin und die Autor_innen dieses Buches nehmen davon Abstand. Mit Ausnahme eines (männlichen) Forschers sowie einer afrikanischen und einer europäischen Wissenschaftlerin handelt es sich bei ihnen um US-amerikanische Historikerinnen und Anthropologinnen. Gemeinsam verfolgen sie das Anliegen, genauer zu analysieren, wie Ethnizität und Gender in historischen Kontexten zusammenwirken. Auf beiden Begriffen lastet die Bürde, Identität stiftend und politisch aufgeladen zu sein.

Entgegen männlich dominierten Diskursen geht es hier um Handlungspraxen und Wahlmöglichkeiten. Dazu haben die Autor_innen Archivquellen ausgewertet und Interviews geführt. Konzeptionell widmen sie sich verschiedenen Interpretationen von Ethnizität aus den Perspektiven von Frauen. Dem liegt die Prämisse des Buches zugrunde, dass Frauen und Männer Ethnizität unterschiedlich deuten und die Sichtweisen von Frauen auf ihre ethnische Zugehörigkeit in historischen Studien bislang weitgehend ignoriert wurden. Auch die Rolle von Frauen in Ethnizitätsbildungen sei bislang unzureichend beleuchtet worden. Diesen Desideraten will der Sammelband Abhilfe schaffen, wie Jan Bender Shetler in ihrer konzeptionellen Einleitung darlegt (S. 3ff.). Dabei nimmt sie Bezug auf feministische Einschätzungen, nach denen Frauen insbesondere als Handelnde betrachtet werden sollten, und dieses Handeln wird von den Autor_innen in ihren Beiträgen zumeist positiv beurteilt. Konkret heißt das: Frauen deuten ihre familiäre Stellung und ethnische Zuordnung selektiv, um ihren eigenen Status zu betonen und wirtschaftliche oder soziale Handlungsspielräume zu erschließen und zu legitimieren. Shetler zufolge umfassen diese Strategien des „gendering ethnicity“ (S. 4) ein ganzes Spektrum von Handlungsoptionen: von der Identifikation mit den von Institutionen oder traditionellen Autoritäten vorgegebenen ethnischen Einteilungen über deren selektive Nutzung bis zum Widerstand und zur Subversion. Shetler unterstreicht, das Spannungsverhältnis von Gender und Ethnizität sei im Zusammenhang mit gesellschaftlich konstruierten Machtverhältnissen zu ergründen und keineswegs nur innerhalb einer bestimmten Ethnie zu sehen, sondern in interethnischen Beziehungen.

Das ist eine klare Abkehr von der verbreiteten Grundeinschätzung, Frauen hätten keine Ethnizität, da sie in den überwiegend patrilinearen Gesellschaften Afrikas in die Verwandtschaftsgruppe ihrer Ehemänner einheiraten und die Eheschließungen ihnen keine ethnische Zugehörigkeit gewähren würden. Zugleich könnten sie mit ihrem neuen sozialen Status als Ehefrauen die ethnische Zuordnung zu ihren Herkunftsfamilien nicht beibehalten. Dem Slogan „Women have no tribe“ stellen die Herausgeberin und

die Autor_innen dynamischere Konzepte von Ethnizität entgegen – zumindest flexible Interpretationen im Handeln und Selbstverständnis von Frauen.

Dabei sind allen Autor_innen die jeweiligen zeitlichen Bezugspunkte und konkreten historischen Situationen oder Zäsuren sowie Kontinuitäten und Längsschnitte analytisch wichtig. Sie verstehen Gender und Ethnizität als wandelbar, wobei Frauen verschiedenen Alters und mit unterschiedlichem familiären Status auf mehreren Handlungsebenen – von Haushalten über Verwandtschaftsnetzwerke und Kirchengruppen bis zu nationalistischen Bewegungen und transnationalen Organisationen – an Transformationen mitwirken oder diese sogar in Gang setzen.

Die meisten der insgesamt elf Texte, die in vier Kapitel zu Ethnizität und Identitäts- bzw. Allianzbildung, zu ethnisch geprägten Genderdomänen und der Performanz von ethnischer Macht aufgeteilt sind, konzentrieren sich auf das 20. Jahrhundert. Sie ergründen Strukturen, Ereignisse und Transformationen während der Kolonialzeit oder nach der politischen Unabhängigkeit, in die afrikanische Länder ab Ende der 1950er Jahre sukzessive entlassen wurden. Regionaler Fokus ist das östliche und südliche Afrika. Der Bogen spannt sich von Kenia, Ruanda und Tansania über Mosambik und Simbabwe nach Südafrika. Hinzukommen Ländervergleiche und eine Untersuchung aus Nigeria.

Südafrika stellte mit den ersten demokratischen Wahlen 1994 hinsichtlich einer Neuinterpretation nationaler Bedeutungen von Ethnizität und Gender zwar das zeitliche Schlusslicht dar. Darüber hinaus waren Ethnizitätszuschreibungen des Apartheidregimes ab 1948 oft willkürlich und verstärkten lokale Konflikte, die zumeist vielschichtige Ursachen hatten. Südafrikas Verfassung von 1996 gilt jedoch in Bezug auf Genderpolitik und den Schutz von Minderheitenrechten auf dem Kontinent und international als Vorbild. Das Land am Kap hat deshalb auch in diesem Sammelband besonderen Stellenwert; mehrere Aufsätze widmen sich seiner wechselvollen Geschichte.

Aus diesem Grund werden im Folgenden einige Probleme und Erkenntnisgewinne der südafrikanischen Fallstudien vorgestellt: *Poppy Fry* konzentriert sich auf ethnisch aufgeladene Konflikte an der kolonialen Frontier im Ostkap in den 1830er Jahren. Sie stützt sich auf wenige Quellen, wagt aber dennoch weitreichende Interpretationen in Bezug auf das Handeln von Frauen (S. 87ff.). Wie südafrikanische Historiker_innen unterschiedlicher Hautfarbe und Herkunft diese selektiven Deutungen beurteilen, werden mögliche Rezeptionen des Aufsatzes zeigen.

Das verweist auf ein Grundproblem des Sammelbandes, in dem afrikanische Geschichte vor allem durch US-amerikanische Wissenschaftler_innen interpretiert wird. Zur Analyse des komplexen Spannungsfelds zwischen Ethnizität und Gender wurde nur eine afrikanische Wissenschaftlerin eingeladen; nämlich die Linguistin Ousseina Alidou. Dabei gibt es gerade in Südafrika mehrere Generationen hochkarätiger Historikerinnen, die seit den frühen 1980er Jahren – also zeitlich vor den USA – mit innovativen Studien zur Frauen- und Gendergeschichte ihres Landes maßgeblich zu Neuinterpretationen historischer Ereignisse, Strukturen und Veränderungen beigetragen haben. Dazu entwickelten sie auch neue konzeptionelle Analyseansätze, die keineswegs nur für die (süd)afrikanische Geschichtsschreibung wegweisend waren. Dennoch bezieht

sich die Harvard-Absolventin Fry nur auf einzelne US-amerikanische Forschungstitel, ohne zu reflektieren, ob deren Aussagewert auf ihren speziellen Untersuchungskontext überhaupt anwendbar ist.

Megan Healy-Clancy, ebenfalls Harvard-Absolventin, ordnet ihre Studie über das Heiratsverhalten schwarzer Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts in Südafrikas Städten viel stärker in die dortige Geschichtsschreibung ein. Sie berücksichtigt die Entstehung und historische Bedeutung des African National Congress (ANC) sowie Auseinandersetzungen über das Selbstverständnis von Afrikaner_innen innerhalb der gebildeten und christianisierten schwarzen Stadtbevölkerung (S. 100ff.). Diese diskutierte in Medien über Hautfarbe, Nationalität und Ethnizität. Exemplarisch dafür war die Zeitung *Bantu World*, die wöchentlich mit einer Auflage von über 24 000 in Johannesburg erschien und bei der schwarzen Stadtbevölkerung landesweit Verbreitung fand.

Konkret untersucht Healy-Clancy die Frauenseite der *Bantu World*. Streitpunkte waren insbesondere Ehefrauenrollen unter Bezug auf ein neues Selbstbewusstsein als Afrikanerinnen, die Emanzipation von Frauen sowie die von traditionalistischen Eltern und Verwandtschaftsverbänden verlangten Brautpreisgaben bei Eheschließungen. Ethnizität sorgte in neuen Partnerschaften urbanisierter und christianisierter Familien für Kontroversen, wie die Historikerin am Beispiel einiger namhafter Afrikaner_innen belegt, die interethnische oder gar transnationale Ehen schlossen. Healy-Clancy erläutert auch unterschiedliche Sichtweisen von Frauen und Männern auf die Vorbildfunktion christlicher Hausfrauen in kosmopolitisch ausgerichteten, pan-ethnischen politischen Organisationen.

Diese zwei Beispiele illustrieren die empirischen und konzeptionellen Herausforderungen, über Ethnizität und Gender zu arbeiten und den eigenen Standpunkt in größere Forschungszusammenhänge einzuordnen. Das Buch motiviert auch zur Diskussion über die Frage, was die Potenziale und Grenzen der Fokussierung auf Frauen als Handelnde sind. Die Problematik, dass Frauen aus Überzeugung ethnische Gewalt mit anzetteln, sich aktiv daran beteiligen und solche Gewalt von Männern gutheißen, wird in einigen Aufsätzen zwar gestreift, aber kulturrelativistisch abgehandelt; eine Beurteilung aus menschen- und strafrechtlicher Sicht findet nicht statt.

Zur Person

Rita Schäfer, Dr., freiberufliche Wissenschaftlerin. Arbeitsschwerpunkt: Gender in Afrika.

Kontakt: www.frauen-und-kriege-afrika.de

E-Mail: info@frauen-und-kriege-afrika.de

Martin Spetsmann-Kunkel

Gregor Schuhen (Hrsg.), 2014: *Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900*. Bielefeld: transcript Verlag. 324 Seiten. 34,99 Euro

Der von Gregor Schuhen herausgegebene Band *Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900* versammelt Beiträge, die die Erkenntnisse der Masculinity Studies auf die Literatur- und Kulturtheorie anwenden. Aus Sicht der Masculinity Studies gilt der Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert als besonders folgenreiche Krisenzeit, die auch vor tradierten, hegemonialen Männlichkeitskonzeptionen nicht Halt machte und eine Pluralisierung differentester Männertypen hervorbrachte. Die Zeit um 1900 war geprägt von radikalen Umbrüchen und Ereignissen, wie dem Ersten Weltkrieg, der Industrialisierung und Urbanisierung, der beginnenden Frauenbewegung, der Weltwirtschaftskrise oder dem Ende der Monarchien, die den Boden für neue, radikale Gedankenwelten und kulturelle Praktiken bereiteten. Der Sammelband nimmt die unterschiedlichsten Narrationen über Männlichkeiten in der Literatur und Kultur dieser Epoche in den Blick und führt die Leserinnen und Leser sowohl in die Zeit des wilhelminischen Deutschlands als auch in die des viktorianischen Englands. Dabei veranschaulichen die literarischen und kulturellen Zeugnisse dieser Zeit ein breites Spektrum an Männlichkeitstypen, die vom Dandy und Neurastheniker bis zum militärisch-ge drillten Soldaten und körperbewussten, vitalen Sportler reichen.

Der Band mit seinen insgesamt zwölf Aufsätzen geht auf das 1. Forum für Literatur & Men's Studies mit dem Titel *Crisis? What Crisis? Männlichkeiten um 1900* zurück, das 2012 an der Universität Siegen stattfand. Zu den Beiträgen im Einzelnen: Gregor Schuhen veranschaulicht in seinen einleitenden Worten die Bedeutung des historischen Zeitraums von 1870 bis 1930, indem er die radikalen Umbrüche dieser Zeit skizziert (S. 7–18). Er macht deutlich, dass die Verbindung zwischen Theorien der Gender und Masculinity Studies und literaturwissenschaftlicher Forschung in der Fachdiskussion bisher ein Schattendasein fristet. Dabei zeigen die folgenden Aufsätze, dass die textanalytische Perspektive auf Narrationen über Männlichkeiten durch eine theoretisierende Betrachtung nur gewinnen kann. Der Beitrag von Sabine Schrader thematisiert die verzögerte, wenn nicht gar ablehnende Rezeption der Gender und Queer Studies in Frankreich (S. 21–38). Das bedeutende Werk *Gender Trouble* von Judith Butler (erschienen 1990) wurde beispielsweise erst 2005 ins Französische übersetzt. Die ebenso bedeutsame Arbeit *Masculinities* von R. W. Connell (1995) hingegen noch gar nicht. Eine Erklärung dafür sieht Schrader in der anti-anglophonen Haltung in Frankreich, die dazu führt, dass eine gendertheoretisch fundierte Betrachtung textueller Narrationen dort nicht geschehen könne. Nach diesen eher wissenschaftsdiskursanalytischen Betrachtungen beginnt die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Männlichkeit mit Dieter Ingenschays Analyse der Variationen und Veränderungen der Männlichkeitskonzeptionen um 1900 in drei ausgewählten lateinamerikanischen Ländern

(S. 39–55). Ingenschay veranschaulicht an literarischen Beispielen dieser Zeit das Wechselverhältnis zwischen postkolonialer ‚nation building‘ einerseits und Männlichkeitskrisen andererseits, die neue hegemoniale Entwürfe entstehen ließen, zu denen sich misogyne, rassistische oder kriegsverherrlichende Positionen hinzuaddierten. Die Figur des Dandys als literarisches und gesellschaftliches Phänomen in Frankreich diskutiert *Volker Roloff* am Beispiel von Joris-Karl Huysmans, Marcel Proust, Bühnenfiguren in den Aufführungen des *Ballets russes* sowie der realen Figur im öffentlichen Leben, dem ‚Musterbeispiel‘ des Dandys, Robert de Montesquiou (S. 57–80). Die Lust am Spiel, die affektiven Inszenierungen alternativer, androgyner Männlichkeiten und die Überschreitung der Geschlechterrollen sind diesen Akteuren gemeinsam. Der Beitrag von *Walburga Hülk* und *Britta Künkel* stellt Pierre de Coubertins Neu-‚Erfindung‘ der Olympischen Spiele in den 1890er Jahren als Gegenentwurf zur Dekadenz und ‚Verweichlichung‘ des Mannes dar (S. 81–99). Der Kult des vitalen, athletischen Mannes wird hier zum positiv besetzten Männlichkeitsideal gegen die Krisensymptome dieser Zeit. In einem äußerst lesenswerten Artikel vergleicht *Gregor Schuhen* Männlichkeit und männliche Jugend in Deutschland und Frankreich (S. 101–130). Im Geiste des New Historicism werden deutsch-französische Jugendentwürfe gegenübergestellt. Beginnend in Deutschland zur Zeit der wilhelminischen Ära wird die historische Figur des jungen Kaisers Wilhelm II. betrachtet, der als schwächlicher, gehandicapter junger Mann eine Abweichung von der preußisch-vitalen, soldatischen Männlichkeit und damit ungewollt einen Gegenentwurf zu dieser an der Spitze der Nation darstellte. Innovationen, Ambivalenzen und Bedrohungen der Tradition in der Literatur (z. B. in den Frühwerken von Hermann Hesse) sowie in den männerbündischen Jugendbewegungen veranschaulichen die Umbruchstimmung dieser Zeit. Ähnlich verhält es sich in Frankreich, wo die Dichtung eines Arthur Rimbaud einen provokanten Traditionsbruch in der Literatur einleitete und der Bohémien eine jugendliche Revolte gegen bürgerliche Werte verkörperte. Die Figur des Jünglings und jungen Mannes wird in Frankreich wie in Deutschland sowohl zu einem Hoffnungsträger für Fortschritt als auch zu einem bedrohlichen Schreckgespenst für traditionelle Männlichkeitsentwürfe. *Maren Lickhardt* untersucht in ihrem Beitrag massenmediale Männlichkeitsbilder am Beispiel von Mode- und Lifestyle-Magazinen für ein weibliches Publikum (S. 131–154). Diese Bildproduktionen veranschaulichen das Ideal des eleganten, gepflegten, kultivierten Mannes mit finanzieller Potenz. Wirtschaftlicher Erfolg werde dabei zum zentralen Aspekt des männlichen Selbstbildes. Entsprechend führte der Niedergang der Wirtschaft im Zuge der Weltwirtschaftskrise zur männlichen Identitätskrise. Einen Blick auf die Modegeschichte wirft *Barbara Vinken* in ihrem Aufsatz. Vinken veranschaulicht an der Zurschaustellung des Beines durch die Beinkleidung ihre These, dass Mode seit der Moderne ‚cross dressing‘ ist (S. 155–175). Die ursprünglich körperbetonte und schmückende Zurschaustellung des Männerbeines wurde im Zuge der Verbürgerlichung zugunsten einer entsinnlichten Funktionalität aufgegeben, während sich die Frauenmode im Gegenzug genau dieser schmückenden und erotischen Darstellung des Beines annahm. Im Text wird dies durch eine Gegenüberstellung von Abbildungen von Ludwig XIV. und Marilyn Monroe anschaulich illustriert.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich der literaturwissenschaftlichen Analyse unterschiedlichster Fallbeispiele. Ab diesem Teil des Buches richten sich die Artikel ausschließlich an ein fachkundiges Publikum und setzen voraus, dass die besprochenen literarischen Beispiele bekannt sind. In typisch literaturwissenschaftlicher Publikationsweise werden Zitate in der Originalsprache – Englisch, Französisch, Spanisch – belassen, was die Lektüre teilweise erschwert. *Stefan Horlacher* analysiert Thomas Hardys Roman *The Mayor of Casterbridge* (1886) im Hinblick auf dessen Konzeption von Männlichkeit (S. 179–228). Hardys Geschichte ist ein Lehrstück über männliche Dominanzbestrebungen und veranschaulicht die Fragilität phallischer Männlichkeit. *Lucia Krämer* nimmt sich der derzeit wieder sehr populären Figur des Sherlock Holmes an, der zwischen der Rolle eines ‚man of action‘ und der eines dekadenten Exzentrikers changiert (S. 229–242). *Anne-Berenike Rothstein* betrachtet vergessene Werke Rachildes, in denen das lustvolle Spiel mit den Geschlechtsrollen im weiblichen Dandytum thematisiert wird (S. 243–274). Die letzten beiden Aufsätze führen uns zur spanischen Literatur der Jahrhundertwende: *Tanja Schwan* untersucht die Krise und Form traditioneller Männlichkeitskonstrukte im spanischen Roman Ende des 19. Jahrhunderts (S. 275–295), und *Christian von Tschiltschke* analysiert die Krise der Männlichkeit in Kriegszeiten in Benito Pérez Galdós’ Roman *Aita Tettau* (S. 297–314).

Das Buch *Der verfasste Mann* ist ein typischer Tagungsband, der einen ‚bunten Strauß‘ an Beiträgen versammelt, die sich mal mehr, mal weniger an einem gemeinsamen roten Faden orientieren. Die Aufsätze des zweiten Teils sind ausschließlich für fach- und literaturkundige Leserinnen und Leser ein Gewinn. Grundsätzlich kann aber der Anspruch, Erkenntnisse der Gender bzw. Masculinity Studies für die Literatur- und Kulturwissenschaften fruchtbar zu machen, als sehr begrüßenswert erachtet werden. Die Analyse von Erzählungen und Bildern über Männlichkeiten mit theoretischen Bezügen zu Butler und Connell – dies zeigt der Band deutlich – führen zu spannenden Ergebnissen und bereichern die Diskussion innerhalb der Disziplinen.

Zur Person

Martin Spetsmann-Kunkel, Prof. Dr., geb. 1971, Professor für Politikwissenschaft. Katholische Hochschule NRW, Aachen. Arbeitsschwerpunkte: Gender, Rassismus, Migration.
Kontakt: KatHO NRW, Aachen, Robert-Schumann-Straße 25, 52066 Aachen
E-Mail: m.spetsmann-kunkel@katho-nrw.de

David Stiller

Ines Iwen, 2014: Die Mutter- und Vaterrolle im Film. Neue Bilder – alte Muster oder alles nur eine Frage der Organisation? Die Konstruktion sozialer Rollen in deutschen Fernsehfilmen. Berlin: Weißensee Verlag. 195 Seiten. 29,80 Euro

Im bürgerlichen Familienmodell sind Vater- und Mutterschaft mit starren Rollenkonzepten verknüpft. Anhand von Phänomenen wie ‚moderne Väter und Mütter‘ zeigt sich jedoch, dass in der Gesellschaft neue Rollenbilder über Elternschaft zirkulieren, die vor allem durch audiovisuelle Medien sichtbar gemacht und verbreitet werden können. Ines Iwen greift in ihrer Dissertation die Thematik medialer familialer Leitbilder auf und stellt die Frage, „welche kulturellen Muster der Mutter- und Vaterrollen in den Medien transportiert werden, wie diese dargestellt werden und welchen möglichen Einfluss auf das Handeln von Müttern und Vätern diese Darstellungen haben können“ (S. 14). Dieses Forschungsinteresse wird auf der Basis von vier neueren Fernsehfilmen bearbeitet. Insgesamt besteht das Buch aus sieben Kapiteln. Das erste Kapitel beinhaltet die Einleitung, die das Forschungsinteresse und die leitende Fragestellung darlegt. Im zweiten Kapitel werden die Cultural Studies eingeführt und eine Verbindung zwischen kulturellen Leitbildern und der Praxisebene hergestellt.

Der dritte Abschnitt greift zunächst einen aktuellen Grundkonsens aus der filmsoziologischen Debatte auf, in der die Filmanalyse als eine Art von „Gesellschaftsanalyse“ (S. 21) etabliert wird. Darauf aufbauend postuliert Iwen, dass zeitgenössische, teilweise konfligierende Diskursstränge in Filmen artikuliert werden, die zu einer (De-)Legitimation von spezifischen Vater- und Mutterbildern führen können. Dementsprechend wird deutlich, dass sich die filmische Inszenierung an „gesellschaftlichen Leitbildern“ (S. 24) orientiert, aber auch zunehmend alternative Familienformen mit repräsentiert. Die Autorin schlussfolgert, dass „Filme [...] Einfluss darauf [haben,] welche Bilder von Familie in den Köpfen der Menschen präsent sind“ (S. 25). Der Frage nach der Machtwirkung der Familiendarstellungen auf die soziale Praxis wird empirisch über den Vergleich zwischen den Ergebnissen der vier Filmanalysen und den aktuellen Befunden der Familiensoziologie nachgegangen. Bei diesem vergleichenden Vorgehen ist jedoch kritisch zu hinterfragen, inwieweit die Erkenntnisse der Familiensoziologie einen Rückschluss auf die Praxisebene von Müttern und Vätern ermöglichen. Nach Meinung des Rezensenten können diese Befunde auch als diskursive Konstruktionen angesehen werden, die damit weniger einen Vergleich zwischen Fiktion und Realität als vielmehr zwischen den Konstruktionen der filmischen und wissenschaftlichen Diskurse nahelegen.

Im vierten, familiensoziologischen Kapitel beschäftigt sich die Autorin mit der Rollenanalyse, um den sozialen Wandel der Familie zu beschreiben. Zentral ist für Iwen das Parsons'sche Familienmodell, das die moderne Familie als „ein funktional-differenziertes System“ (S. 30) konzipiert und mit klaren Geschlechterrollen verbindet: Der Vaterrolle werden „instrumentelle Funktionen“ (S. 32) und der Mutterrolle „ex-

pressive[] Funktionen“ (S. 33) zugesprochen. Iwen nimmt im Folgenden pointiert die Kritik der Geschlechterforschung an Parsons auf und setzt sich mit dem „Vorwurf der theoretischen Legitimierung sozialer Ungleichheit im Hinblick auf die Geschlechterrollen“ (S. 35) auseinander. Aus ihrer Sicht hat das Konzept der Geschlechterrolle für die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung „kaum an Aktualität verloren“ (S. 36), wenn es erweitert wird. Dazu nutzt die Autorin das populäre Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell, um die Machtbeziehungen zwischen Müttern und Vätern analysierbar zu machen. Sie schließt an die aktuelle Debatte zur Frage von hegemonialer Weiblichkeit an, die es bei Connell bekanntlich nicht gibt. Iwen diskutiert im Anschluss an Ehnis, dass hegemoniale Weiblichkeit in modernen Gesellschaften insbesondere eine hegemoniale Mütterlichkeit ist, und untersucht, inwieweit hegemoniale Mütterlichkeit in den Filmen nachweisbar ist.

Im fünften Kapitel wird das methodische Vorgehen transparent gemacht. Zunächst werden die Fragestellungen und die Konzipierung des Samples erläutert. Zu Beginn entstand ein Datenkorpus aus 20 Fernsehfilmen, der jedoch sukzessiv aus forschungsökonomischen Gründen auf vier Produktionen reduziert wurde: „Vater auf der Flucht“ (2007, ZDF), „Mama arbeitet wieder“ (2009, ARD), „Vater aus Liebe“ (2008, ARD) und „Vaterherz“ (2007, ARD). Infolgedessen konzentriert sich die Untersuchung auf die Inszenierung der Vaterrolle. Das methodische Verfahren folgt übergreifend den Prinzipien der kritischen visuellen Analyse (KVA) von Denzin und setzt sich aus der Filmanalyse von Mikos, den Forschungsprinzipien der Grounded Theory und dem Codiervorgehen der Inhaltsanalyse nach Mayring zusammen. Zunächst erfolgt eine induktive Kategorienbildung, die im Verlauf der Analyse stetig weiterentwickelt wurde. Allgemein lässt sich das methodische Vorgehen der Filmanalyse in der qualitativen Sozialforschung verorten, welches durch die numerische Aufzählung der Codes im Filmmaterial und deren Vergleich mit den familiensoziologischen Befunden jedoch als ein quantifizierendes Verfahren beschrieben werden kann.

Nach der theoretischen und methodischen Einführung folgt im sechsten Kapitel der Analyseteil. Die Inhaltszusammenfassung verdeutlicht, dass sich die Narration aller vier Filme vor allem auf konkrete Problemlagen von Vätern konzentriert: In drei Filmen bilden schwierige Situationen in Trennungsfamilien die Ausgangslage für die Väter. Eine Ausnahme stellt der Film „Mama arbeitet wieder“ dar, der sich auf die Berufstätigkeit der Mutter und auf die damit einhergehenden neuen Herausforderungen des Vaters im Familienleben und Haushalt konzentriert. Im Hinblick auf das sozialstrukturelle Umfeld zeigt sich, dass die Familienkonstellationen im Film die Mittelschicht repräsentieren. Im Detail stellen jedoch spezifische Themen wie Einkommen und Haushaltsführung Leerstellen in der Inszenierung dar. Ausgehend von der Charakterisierung der Eltern und der Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung kann konstatiert werden, dass die Vater-Kind-Beziehungen im Gegensatz zu den Mutter-Kind-Verhältnissen überwiegend sympathischer inszeniert werden. Beispielsweise wird das Verhältnis zwischen Vätern und Kindern bei der Ausübung von Freizeitaktivitäten harmonischer konstruiert. Grundsätzlich zeigt sich eine teilweise Übereinstimmung zwischen den Ergebnissen der Fa-

milienforschung und der Filmanalyse zu den „neuen“ Müttern und Vätern“ (S. 151). Darüber hinaus verweist die Dramaturgie der Filme auf die Gegenüberstellung einer modernen Vaterrolle einerseits und einer traditionellen andererseits. Zudem deuten die häufigen Codierungen von „Macht der Mutter“ und „Ohnmacht des Vaters“ (S. 144) darauf hin, dass in der Filmhandlung hegemoniale Weiblichkeit bzw. Mütterlichkeit konstruiert wird. Vor allem in der Inszenierung der familienbezogenen Tätigkeiten und familienrechtlichen Bestimmungen bestätigt sich eine mütterliche Dominanz gegenüber den Vätern. Im siebten und letzten Kapitel werden die Ergebnisse der Filmanalyse in die theoretischen Konzepte (Parsons'sches Familienkonzept, Connells Hegemonie-Konzept und Cultural Studies) eingebettet und diskutiert.

Zusammenfassend betrachtet zeigt Iwen in ihrer Studie auf, wie das immer noch dominierende Parsons'sche Familienmodell mit der aktuellen konstruktivistischen Geschlechterforschung verknüpft werden kann. Ihre Ergebnisse der Filmanalyse können zum einen die Inszenierung von hegemonialer Mütterlichkeit nachweisen. Zum anderen verdeutlicht die Analyse, dass die Väter sowohl sympathisch als auch lächerlich dargestellt werden. Des Weiteren werden dramaturgisch väterliche Problemsituationen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf thematisiert. Diese Inszenierungsstrategien können darauf hindeuten, dass Vaterschaft und Väterlichkeit (noch) keine Bestandteile hegemonialer Männlichkeit sind. Zudem fällt bei der Auswahl des Samples auf, dass die Filme teilweise homogene Familiensituationen (Alter, Schichtzugehörigkeit und Ethnizität) darstellen. Hier scheint es lohnenswert, in Folgestudien weitere Vergleichsperspektiven hinzuzufügen. Zudem wäre es wünschenswert gewesen, die zentralen Ergebnisse in einem stärker qualitativen Verfahren darzustellen und auch die Visualität des Materials stärker zu beachten, um aufzuzeigen, welche Vater- und Mutterbilder die Filme den Zuschauenden bei der harmlosen abendlichen Unterhaltung „unter der Hand“ vermitteln.

Zur Person

David Stiller, Dipl.-Soz., 1987, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie im Bereich Mikrosoziologie und qualitative Methoden der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Queer Studies, qualitative Methoden (Bild- und Filmanalyse).

Kontakt: FSU Jena, Institut für Soziologie, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena

E-Mail: david.stiller@uni-jena.de